

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Julius Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Ich habe, ehrlich gestanden, noch nicht darüber nachgedacht.“

„Darf ich dann vielleicht eine unmaßgebliche Meinung aussprechen?“

„Ich bitte sogar darum!“

„Aho, ums frei herauszusagen, ich halte die Maßnahme für ganz unzulänglich, ja abgrundtief verfehlt. Nach drei, vier Wochen wird der alte Trost wieder da sein und die Beschwerden von der Front werden wie Hagelschauer hier im Amt niederprasseln. So geht es einfach nicht! Die Sache muß von Grund aus anders angepackt werden. Sonst nützt aller guter Wille nichts.“

„Und welche Vorschläge hätten Sie zu machen?“

„Die Politik des Mügelns und Wagens und Probens, vor allem die Politik des Mißtrauens den Stabsoffizieren gegenüber müßte ein Ende nehmen. Wir müßten, dünkte ich, nicht Wochenberichte bekommen, die uns doch keine Gesamtübersicht geben, sondern einmal ganz genau erfahren, wieviel Mann unter der Waffe stehen, nebst genauen Einzelheiten, wann der und der Truppenteil verfügbar ist; dann müßten wir bis aufs letzte Granatenhütchen genau die Aufträge kennen, die die Regierung vergeben hat, die Abgänge an der Front und so weiter, und so weiter. . . Alles andere sind nur halbe Maßnahmen. Wenn die Befahrung der Frontoffiziere mißgen soll, muß man uns nicht wie Maschinen behandeln oder wie kleine Bureauangestellte, denen man ihr Arbeitspensum zuweist.“

„Was Sie sagen, Kapit'n, hat Hand und Fuß. Aber warum sagen Sie das mit und nicht der Excellenz?“

„Aus drei sehr naheliegenden Gründen. Einmal wollte ich die Excellenz nicht unbescheiden erscheinen; auch hatte ich mir selbst den Gedanken noch nicht so ganz klar gemacht; ich wollte erst Ihre Ansicht hören, Herr Oberst. Und dann konnte es in keinem Falle meine Absicht sein, meinem Vorgesetzten vorzugreifen. Wenn Herr Oberst als Chef des Ressorts meiner Meinung sind, so werden Sie wohl von selbst Anlaß nehmen, die nötigen Verfügungen zu treffen.“

Der Viscount dachte nach. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, als verfolgte der junge Offizier mit seinen Vorschlägen irgend einen geheimen Zweck; aber der Teufel wußte, welchen. Die Gründe, die er dafür angab, daß er dem Oberst, dem „Vorgesetzten“, die ersten Schritte überlassen wolle, waren gewiß stichhaltig; es sahien zwar fast so, als wolle er die Bürde der Verantwortung von den eigenen Schultern ab auf den Oberst wälzen. . . . Trotzdem. . . . recht hatte er auf jeden Fall.

„In der Tat. . . . Ich werde mir die Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen und dann wahrscheinlich bei der

Exzellenz dahin vorstellig werden, daß man uns nicht ein Mädchen, sondern das ganze Mädchenwerk der Maschine sehen läßt. Ich muß Ihnen beipflichten, mit törichten Befehlsmaßnahmen kommen wir tatsächlich nicht vom Fleck. Sollten uns ein Beispiel an der großartigen Präzision der deutschen Maschine nehmen. Sie sagten soeben, daß die deutschen Frauen weniger Verstand als die britischen hätten. . . . von den deutschen Männern läßt sich das nicht eben behaupten.“

„Es freut mich von Herzen,“ warf Marianne ein, „daß Sie soviel Anerkennung für die Deutschen übrig haben.“ Und niemand merkte das Leuchten des Triumphes, das sich in Longfords Zügen spiegelte.

„Noch einen Augenblick, gnädiges Fräulein! Ich bin sogleich zu Ende. . . . Ich muß Ihnen, Herr Oberst, eine streng vertrauliche Mitteilung etwas verfänglicher Natur machen. Zuvor bitte ich Sie beides um Ihr unbedingtes Stillschweigen.“

Der Viscount und Marianne bejahten.

Longford sah sich um. Der alte Diener war verschwunden. Dann begann er:

„Ich habe von Seiner Excellenz nämlich noch einen distreten Auftrag bekommen, und dessen Ausführung lehne ich ab. . . . Ich soll Sie, Herr Oberst, u b e r w a c h e n!“

Der Oberst fuhr zusammen.

„Überwachen? Mich? — Ja, bin ich denn ein Hochkapler oder ein Spion? Weshalb denn?“

„Weil. . . weil Sie zwei deutschsprechende Damen unter Ihrem Dache beherbergen!“

Marianne schnellte zornig lächelnd hoch.

„Das ist eine unerhörte Gemeinheit!“

Doch der Viscount lächelte nur, ohne den Ausdruck seines Gesichtes sonst zu verändern. Sein Lächeln sprach Verachtung und Gel aus. Er brauchte ja dem Hauptmann nicht mehr zu sagen, daß auch er den Auftrag erhalten hatte, jemanden zu überwachen. Das ahnte der junge Offizier wohl ohnedies.

„Ich sagte Ihnen ja bereits, Kapit'n, was ich von den heutigen Briten hielt. Wir sind verderbt an Haupt und Gliedern, mehr aber noch am Haupt als an den Gliedern. Hoffen wir, daß der Krieg unsere sittliche Gefundung herbeiführt! Niemand wünscht dies intger als ich!“

Zwei Händepaare drängten sich Longford entgegen. Der aber wußte, daß er nun das Vertrauen, ja die Freundschaft der beiden Menschen errungen hatte.

Und in gedämpfstem Halbflüsterton, wie er Trauerhäusern eigen ist, plauderten sie weiter.

Und allmählig schmolz die Rinde des Leids von den Herzen der Trauernden. . . .

7. Kapitel.

Lady Edith.

Dord Southriffe brach das Gespräch ab und erhob sich. „Wenn Sie auch jetzt unser Haus verlassen, Kapit'n, so

hoffe ich doch, daß Sie uns hin und wieder, wenn möglich, sogar recht häufig, die Ehre geben und bei uns erscheinen."

"Wie wohnen Sie eigentlich da in Hampstead?" unterbrach Lady Edith.

"Ach, ich bin nicht sonderlich anspruchsvoll, Mylady. Das hat man sich drüben in Mlandern glücklich angewöhnt. Es ist eben die übliche Boardinghousewohnung."

"Ja, ich meine auch nur: Ist Ihre Hauswirthin nett? Ist sie jung? . . . Süß?" — Sie lächelte ihn neugierig an. Bongford ward der Antwort überhoben. Denn der Zeitungstönig, der noch immer stand, verabschiedete sich:

"Mich entschuldigen die Herrschaften wohl. So ein achtzehnjähriger Zeitungsverleger muß ab und zu die Nase in seine Geschäftsräume stecken. . . Aber, bitte, bitte, lieber junger Freund, lassen Sie sich durch mich nicht stören! Ich sage also nicht Lebewohl, sondern Auf Wiedersehen!"

Bongford umschloß die Hand mit kräftigem Druck.

"Mylord, Sie wissen, daß ich Ihnen für Ihre Gastlichkeit zu unauflöschlichem Danke verbunden bin, und wenn Sie und Mylady gestatten, so will ich gerne noch öfters dies Haus aufsuchen, das für mich die Gastfreundschaft Londons verkörpert."

Edith wurde ungeduldig.

"Ach, lassen Sie doch die gesellschaftlichen Redensarten! Sie sind mir beinahe unausstehlich, Herr Hauptmann, wenn Sie gar so förmlich und würdevoll daherreden. . . Ja, bleiben Sie noch ein bißchen und unterhalten Sie mich!"

Der Lord hatte sich entfernt.

"Wovon soll ich Sie unterhalten, Mylady? Ich bin in den Monaten des Krieges rauh geworden und kann Ihnen wohl schlecht das geistreiche Gespräch Ihrer sonstigen Verehrer ersetzen."

Das junge Weib lachte. Es klang ein wenig gezwungen, fast verlegen.

"Nun, ich will Ihnen Unterricht erteilen, Mister Bongford, und wenn Sie artig und ein gelehriger Schüler sind, so sollen Sie die Kunst der Unterhaltung junger Damen in kurzen so vortrefflich wieder erlernt haben, daß Sie allen Frauen den Kopf verdrehen können."

"Ich werde mir Mühe geben," versetzte der junge Offizier kühl.

"Also bitte, erzählen Sie mir einiges! Ich habe Sie ja in den letzten Tagen gar nicht zu Gesicht bekommen. . . Ihr Wunsch ist doch nun in Erfüllung gegangen? Sie sind Hauptmann im Generalstab. Ganz großartig, wie das klingt. . . Macht Ihnen der Dienst Freude?"

"Freude?? . . . In dem Sinne, wie Mylady das Wort auffassen, wohl kaum. Ich erfülle meine Pflicht und das verleiht mir eine innere Ruhe und Befriedigung, die ich um nichts in der Welt wissen möchte."

"Sie werden also künftig etwas Liebenswürdiger sein, Kap't'n?"

Er sah ein: im abgemessenen Tone des Ernstes war heute bei Lady Edith nichts auszuarichten. Er lockerte die Äugel seiner Nerven.

"Ich will versuchen, der Gnade meiner hohen Gönnerin mich würdig zu erweisen."

"Die erste Lektion scheint schon mit Verstand aufgefaßt zu sein," gab sie lachend zurück. "Lassen Sie nur den Mut nicht sinken, Kap't'n. Sie werden am Ende doch lernen, wie man aus einem Schützengrabenborstentier wieder ein ganz brauchbarer Mensch wird."

Ihr frivolster Spott verletzte ihn; aber er ließ sich nichts anmerken.

"Euer Gnaden werden also geruhen, den Unterricht mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Zur Belohnung wird der anstellige Schüler zum Handkuß zugelassen."

Er ergriff, ohne die Antwort abzuwarten, ihre schönen Hände und küßte sie leidenschaftlich. Sie ließ ihn gewähren; dann sagte sie ganz eifrig, als berühre sie diese thumme Gulbigung nicht im mindesten:

"Verzeihen Sie! Eben fällt mir ein, daß ich für heute nachmittag bei einer verheirateten Freundin mein Erscheinen zugesagt habe. . . Ach, diese fürchterlichen Wohlthätigkeitsveranstaltungen für die armen Krieger und ihre Frauen! Eine wahre Landplage! Gewiß, Wohlthätigkeit ist ganz schön; aber wozu diese gezwungenen Vergnüngen?! Man kann doch freiwillig geben, — meinen Sie nicht auch?"

Es klang berechnet und unecht, wie sie das sagte.

Sie erschien ihm wieder einmal räthselhaft. Was be-

gedachte sie mit diesem sprunghaften Wechsel des Gesprächsstoffes? Er sah in ihre Augen, die feucht schimmernten. . . Dodende Zauberin, dachte er, mich fängst du nicht; ich bin gewappnet!

Sie klingelte. Der Diener trat herein. Wie Bongford dünkte, umfing er sie beide mit einem unverhüllt frechen Sklavenblick.

"Mein Schreibzeug!" befahl sie in einem Tone, wie man den Hund zur Ordnung ruft. Sollte auch sie den Blick des Dieners bemerkt haben?

"Wenn Sie mich darum bitten, Kap't'n, und etwas kurzweiliger zu sein versprechen, schreibe ich meiner Freundin einen Rohrpostbrief, daß ich verhindert bin."

"Ich bitte darum," versetzte er gedankenlos.

Während sie die Feder zum Schreiben ansetzte, war ihm ein blitzartiger Einfall gekommen. Da hatte er noch immer seit heute morgen dieses verhängnisvolle Schreiben in der Tasche. Gewiß ließ ihn der Minister auf Schritt und Tritt, wenigstens noch in diesen ersten Tagen, durch seine Geheimschergen überwachen und beobachten. Wozu also künstliche Verdachtsmomente schaffen? Wozu den Brief selbst zur Post beforgen?

Er richtete sich auf und sagte mit gleichgültiger Stimme:

"Ach Gott, wie vergeßlich ich geworden bin! Da trage ich nun seit heute früh den Brief an die holländische Familie mit mir herum. . . Sie wissen, die Familie Drooy, die mich in Rotterdam verpflegte, kann Ihr Diener nicht —"

"Aber selbstverständlich!", unterbrach sie ihn. Sie hatte gerade ihren Brief beendet und klingelte.

"Bob, die beiden Briefe müssen sogleich zur Post gebracht werden!"

Wieder der freche Blick, dann verschwand der Diener. Bongford überdachte noch einmal den Brief nach Rotterdam. Er war sehr harmlos-unschuldig abgefaßt, daß ihn der Zensur gewiß nicht beanstandete.

"So nachdenklich, Kap't'n? — Was haben Sie denn den Drooy geschrieben?"

"Selbsterständlich habe ich ihnen meine Beförderung zum Hauptmann im Generalstab mitgeteilt. Sie werden sich ja freuen, die braven Leute. . . Wissen Sie übrigens, Mylady, daß mir die Exzellenz gestattet hat, an den Übungen für Flieger teilzunehmen?"

"Wollen Sie ernstlich Flieger werden? Sie sind eine ehrgeizige Natur!"

"Sobald ich meine ersten Probeflüge hinter mir habe, werde ich mir gestatten, Mylady zu einem kleinen Spazierflug über die Dächer von London einzuladen, falls ich des Vertrauens gewürdigt werde."

Sie klatschte in die Hände.

"Fein! Wundervoll! Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen. Wie schade, daß Sie gerade jetzt aus unserm Hause scheiden, da Sie sich so vorteilhaft entwickeln!"

"Mylady scherzen. Ich könnte Ihnen doch nicht ewig zur Last fallen. . . Und der großartige Umzug aus dem Palast des Lords Southbrisse in mein bescheidenes Boardinghouse in Hampstead ist doch keine Amerikareise. . . Ich stehe stets zu Diensten der schönsten Frau von London."

"Süß gesagt. In der That, ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß aus Ihnen noch einmal ein ganz liebenswerter Mensch wird, Kap't'n. Aber. . ." — sie stand auf; ihre Aircenaugen glimmerten in merkwürdigem Glanz — "Sie sollen das Haus wenigstens nicht verlassen, ohne seine Räume kennen gelernt zu haben."

Bongford schoß die Warnung des Journalisten durch den Kopf: Lassen Sie sich nie, nie, nie von Lady Edith die Wohnung zeigen! Doch ehe er noch eine Entgegnung stammeln konnte, war sie ihm schon vorausgeeilt und. . . schließlich, es war ja Torheit! Was war denn Versängliches dabei, wenn sie ihm die Räume des Hauses zeigte?!

Lady Edith erklärte:

"Unten die große Diele kennen Sie ja; daneben befindet sich unser Festsaal für große Gesellschaften. Sie erinnern sich, . . . wo wir neulich das Essen gaben, der Saal mit den riesigen Kronleuchtern, dahinter die Billard- und Spielräume mit dem Ausgang in den Wintergarten und unsern Hauspark; ferner die Küche und noch einige Dienerschaftsräume. Hier diese drei Räume sind Ihnen ja auch bekannt; dort drüben ist meines Vaters Bibliothekszimmer. . . — sie schritten hindurch, und sie zeigte auf eine rückwärtige Tapetentür — "Hier ist mein häusliches Arbeitszimmer."

Der junge Offizier verwunderte sich. Sie durchlief die

Zimmer, ohne sie ihm eigentlich zu zeigen. Nun traten sie wieder auf den Gang.

„Hier die Treppe,“ fuhr Edith im trügen Tone eines Museumswärters fort, „geleitet zu den Schlaf-, Bade- und Ankleideräumen; auch Ihr früheres Zimmer liegt ja, wie Sie wissen, mit den andern Gastzimmern da droben. . . Hier ein guter Bekannter, das Frühstückszimmer. . . Und nun das Kleinod des Hauses Southbriffe, das geheime Gemach, das nur den Eingeweihten zugänglich ist. — Rechnen Sie sich's zur Ehre an, Herr Hauptmann, daß ich Sie dahin führe.“

Er ahnte dunkel, daß die ganze Wanderung durch die Räume des Hauses nur zu dem Zweck angetreten war, ihm dieses geheimnisvolle Zimmer zu zeigen. Er haßte alle Unwegsamkeiten; alles Unklar-Beworrene war seiner innersten Natur fremd. So lehnte er auch innerlich die räthselvolle Mystik ab, mit deren Schleier Edith jenes Zimmer umgab.

Sie öffnete die Thür und sagte mit einem gewissen Pathos:

„Mein Zimmer! Das Damenzimmer!“

— Er hatte es ja gewußt. Eine ganz alltägliche Platte hier lauerte hinter der Mystik.

Er sah um sich. Das Zimmer war mit hellrotbraunen Mahagonimöbeln aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgestattet. Im Erker, dem weiße, in der Mitte geraffte Mullgardinen eine anheimelnde Traulichkeit ausprägten, stand ein etwas gebrechlich anmutender Schreibtisch, dem man ansah, daß er selten benutzt wurde. In der Mitte ein runder Tisch, von vier Polsterstühlen umringt. An der einen Wand lehnte ein Bücherschrank, in der gegenüberliegenden Ecke ein schlanker Glaskasten, hinter dessen Vitruvianen allerhand Kristalle, Medaillons, Rameen, Gemmen, auch Porzellane von Meissen, Sevres, Kopenhagen und Alt-Wien ausgelegt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Abenteuer.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Der Sepp Lavencler, Standschütze, hatte seine erste und letzte Elkhafert gemacht. Wie sich die Sache jedoch später herausstellte, war es ein kleines und bisserl gefährliches Abenteuer mit den Welschen und zuletzt ein gewiß annehmbarer Eheschluß.

Das Abenteuer ist bald erzählt, die Eheschließung dauert aber länger.

Der Standschütze Sepp Lavencler empfand eines schönen Wintermorgens das erste und große Bedürfnis, auch einmal auf den Skibrettern über Hänge und Wiesen zu fahren. Und wie es seine Art schon ist, geradenwegs los zum Ziel, ergriff er ein Paar Ski, die gerade in der Some vorm Unterstand rasteten. Er schnallte sie mit fortwährendem etwas gedärrtem Brummen an, riß sie wieder ab, schnallte sie wieder an, drehte sie nach vor- und rückwärts, und kam schließlich darauf, daß die Dinger ein „höllisch Zeug“ seien. Weil sich aber Tiroler Standschützen aus höllischen Dingen rein gar nichts machen und sogar mit ihnen handgemein werden können, entschloß sich der Sepp Lavencler, die Brettern, wie sie nun auch seien, auf den „Grobgenagelten“ zu lassen, ergriff einen echten kärntnerischen Brügel und suchte wie ein kühner Entdecker damit das Weiße. Dieses Weiße waren einige Wiesen hinter Wäldern, die manchmal stark abfielen und drüber an der Waldlichtung in das feindliche Gebiet übergingen. Selbst vor diesem feindlichen Gebiete hatte der Sepp keine Scheu, und die Aussicht, daß ein welscher Alpini seinen Stutzen auf ihn abfeuern könnte, kam ihm, angesichts der ersten Tassache seiner Mühe, das Skilaufen zu erlernen, als lächerlich vor. Der Sepp „lernte“ nun. Er schoß wie ein wilder Alpenbock ein Stück hangab, fuhr, einen Schwimmer gleich, mit herrlichen Kopfstürzen in den tiefen Schnee, schrie, schnupfte und stuchte sogar über alles und besonders die „dalkerten“ Dinger, bekam langsam aber sicher eine stets steigende Wut, und als er da auf der Höhe der Wiese stand, und an nichts anderes als den leichthastigen Hüllgangel dachte, spielten ihm die etwas böshafte, heimtückischen Skibrettern einen beinahe schon gemeinen Schabernack. Sie bildeten sich ein, einmal selbstständig zu arbeiten, und damit hab das Abenteuer an.

Jrgendwie war es ihm gelungen, in Fahrt zu kommen, Im ersten Augenblick gefiel es dem Sepp, als er aber bemerkte, daß da nicht er, sondern die Ski die Gewalt hatten, da schwang er seinen kleinen Lärchenbaum wie ein rasendes Rad über seinem Strubbelkopf, schrie wie ein Feldherr in kräftigen Ausdrücken alles mögliche, und als die Ski auch auf das „Hö — hö ö — ha — a! Hööö! nicht parieren wollten, parierte er. Im selben Augenblick aber lief er schon über die Grenze der Gefahr. Sausie wie ein wilder Lavinenträuel hangab, näher und näher den ersten feindlichen Vorpostenstellungen entgegen. Sah Köpfe und Gewehre auftauchen, hörte plötzlich ein schallendes Lachen, das ihn ganz wild machte, sauste, sauste weiter, bis er endlich

— mit kühnem Sprung, oder besser Wurf einen zehn Meter langen Bogen machte, und jenseits des ersten Grabens, über die welschen Köpfe weg, einem vom Himmel gefallenen Papen Schnee gleich, oder gleich einem herabgefaulsten Meteor in die Schneeweise jagte.

Aber es muß erwähnt werden, obwohl er fünfzehn Meter, glaub ich, sagte er, im Schnee schlief, verlor er doch seine Geistesgegenwart nicht, und erkannte sogar, daß er in dieser Situation buchstäblich mit den Brettern am Himmel lief, oder besser gesagt, Kopf stand. Das Kopfstehen hat zumindest die eine Annehmlichkeit, daß die Füße rasten, und deshalb blieb auch der Sepp ein paar Augenblicke liegen, dann kam allerdings erst die Wut über ihn, mit ihrer größten laventrischen Stärke. Und da empörte sich sein Stolz über das saubumme Gelächter der Welschen, er riß die Ski von den Sohlen, ergriff seinen Lärchenbaum, und stürzte wie ein außerstandener Schneegeist in den kleinen Graben; ehe die Welschen sich von ihrem Lachen erholen und ihn gefangen nehmen konnten, ließ er Ski und seinen Lärchenbaum besonders hart auf die Butterköpfe sausen, rieß dem Letzten eine echt aus dem Wodtirof importierte „Specknodelwatsche“, daß nur so die Funken flogen, ergriff ihn beim „ehrsosen“ Kravatti, und schleppte ihn, das letzte Stückchen Ski unter dem Arm, über die Hangwiese hinan, ins eigene Lager.

Welsche tauchten da und dort auf, Schüsse fielen und piffen dem Sepp recht haarstark und satrisch knarr um die Ohren, aber er hielt stand, und als er im Graben ankam und zum Kommandanten ging, meldete er: „Herr Major, ich meld Dir gheuramscht, sechs Rasteln dröschlagr und an gsauga.“

Der Major schüttelte ihn lachend die Hand, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ahdann, Lavendler, die kleine Silberne!“

„Als wegen die verfligten Brettern!“ sagte er.

Nach drei Wochen ging der Sepp Lavencler in den Urlaub. Er lachte oft verschmüht drein, fühlte, ob „die Kleine“ wohl noch an seiner Brust hänge, und dachte sich den großen schweren Feldzugplan aus, wie er sich die Jenzl eringen könnte. So leicht, wie bei den Welschen gings nicht, das wußte er. Und so stieg er halt mit ahnungsvollem und unglücklichen Gefühlen die Waldfliege an, kreuzte die Anwesen und ging immer langsamer, bis er wieder die kleine Silberne spürte und mit ihr ein kleiner Wut kam. Als er endlich die Alm erreichte, und die Hütte sah, da schrie ihm schon die Jenz laut entgegen: „Griläß di Gott, Qua, wo kimmst her, was willst! Du Lotter du! Hastst Wätschen, eh!“

„Griläß di Gott, Doandl, Jenzl, zu dir bin i kumma, extra zu dir!“ „Was eh, was eh als, kimm etna, hast a Dunga, kann i mit leidn!“

Kräftig schüttelte er ihre Hand, und als er im Vorgefühl der Lust und Seligkeit sie länger, als ihr befragte, hielt, da schaute ihn die Jenzl mit einem Blick an! Qui, den kannte er, das war der Blick, der zwischen Amroslerin und Gehwurz das Gewitter zeigte, wohl erst am fernem Horizont; wenn's einmal nah ist, dann klatzt's auch schon.

Die Jenzl und der Sepp waren immer beisammen gewesen, sie mochten sich beide gut leiden, aber die Jenzl, die hatte halt Ansprüche, besonders wollte sie einat, der stark und mutig war. „Werd' di schon kriagn!“ dachte sich der Sepperl, „und wann's nit anders geht, lei die Breiter anschnallen, oft kriag i di, wie'd Wätschen, du Rah, du!“

In Ruhe und Behaglichkeit verging eine Woche. Der Sepp ließ sich's gut gehen und schnupfte und lachte, und legte sich den Man zurecht, den er schon so oft umgemodelt.

Und nach der Woche, da nahm er sich einen Anlauf, wie damals beim Skilaufen, und freite. Als die Jenz zu lachen anfing, da wurde er ernst, verfolgte sie immer weiter und weiter, und endlich, endlich, da hat er sie. Nämlich nicht die Jenzl, aber die Watschen, und zwischen Ezuzan und Dopfreserin ist er das erstemal unglücklich gewesen. Ganz tief und ernst unglücklich. Gar nichts hat er mehr geredet, ganz stumm ist er geworden, wie der Fisch. Ist draußen gefressen und hat dem Sonnenuntergang und den morgenden Lichtspielen zugelächelt, ist ins Gebirg gewandert, und hat schließlich die kleine Silberne an den Neck genadelt, daß sie nur so blinzelte und flunkete.

Hat leise vor sich hingeredet, so daß sie's wohl hören muß. „Muß da Bot bald kumma mit der kaiserlichen Akerkennung, mit'n Bavier, muß eahn a guats Trinkgeld gebn, und lei mitgean mit eahn!“

Hatte das wie in selbiger Erwartung gesagt, silnsig und hundertmal, bis es der Jenz doch zu dünn wurde und sie amal stehen blieb und ihn anfuhr: „Was kummst und schmußt da unanand vom Bavier- und kaiserlichen Schreibern, du anhabiger Lotter du! Is eh la wahres Wurt dran!“

Und da packte ihn plötzlich sein Born. Er sprang auf, daß die Jenz beinahe in den Brunnen fiel, und schrie ihr zu: „Gell, deine Augen san a überall anters als do, de flane, hat wo gar nit segn wolln, is unser Kaiser drauf, aba du — du hast ja lan Respekt nit. Glaabst da Herrgott wird da lei an extra grossn Dackl machn, mit Fausl wie da Bruckel und Horn wie da Ortker, aber da schneid'it bi, ganz alkan wirst bleibn, und bal in amal Wätsche berglang, und da Kommandant nit zuan Kaiser führt, und der mi selber auszeichnen wird, und fragen wird, hast

lein Wunsch mit, Davendler, oft werd i sagen: eppst wohl, Herr Kaiser, der Benzl an Dacl, der sel saugroob mit ihr is wots es will! Du, du!"

Erregt setzte er sich wieder nieder und schaute stiller werdend und befriedigter ins Bergland hinein, in die Sonnenlichter der Schneewände, über Silberglächen, schimmernde Grate und Spitzen, und in seinem Innern ihs, als wäre alles Lug und Trug.

Und da trat die Benzl leise an ihn heran und sagte still und ganz anders als sonst: „Schau, Seppel, schau, is alles nur Hpytel gwejn, a Brob, und die Driweig, waht, bis wo i dir gebn hab, war nur statin Duffl, aba hiaht, ja, ja, Seppel, hab ch lang, lang, auf bi denkt!"

Da sog langsam ein Säbeln auf sein Gesicht, er spürte, wie er den sonnigen, glänzenden Bergen doch miracht getan, griff über seinen Kopf in die langen Büsse der Benzl, stand auf und lächelte sie, küßte sie so fest und glücklich, wie es die lachende Sonne auf den Ainen schon lange nicht gesehen.

„Hiaht, hiaht!" sagte er, „han i mei schönste Belohnung." Und er ergriß sie unter den Schultern, hob sie hoch, drehte sich dreimal im Kreise, und jauchzte, daß Wald und Bergwände lachend widerjauchzten.

Vermischtes.

* Der April im Volksmunde. Kein Monat ist so saunenhaft wie der April; so ist es kein Wunder, daß die Sprichwörter und Redewendungen, in denen der Volksmund seiner gedenkt, recht zahlreich sind. Man muß den April nehmen, wie er kommt — das ist wohl die billigste Volkswisheit über diesen Monat. Etwas inhaltreicher sind andere, so die, die richtige Bauernregeln sind und aus dem Wetter des Aprils allerhand Schlüsse ziehen. Da heißt es ganz allgemein: April und Mai sind die Schlüssel zum ganzen Jahr. Eine Beziehung zwischen den drei Frühlingsmonaten stellt folgender Spruch fest: April warm, Mai kühl, Juni naß, fällt dem Bauer Scheuer und Faß. Nehmlich heißt es: Auf nassem April folgt ein trockener Juni. Weiter behauptet eine Bauernregel: kalter April bringt uns Brot und Wein viel; eine andere behauptet: nasser April gibt blumigen Mai, wieder eine andere: trockener April ist nicht der Dauern Will — Aprilregen ist ihm gelegen. Weitere Wetterregeln für den April sind: Wenn der April bläst in sein Horn, so steht es gut um Heu und Korn. — Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht. — April kalt und naß, fällt Scheuer und Faß. — Je früher im April der Schmelzhorn bläst, desto eher vor Jacobi die Ernte glückt. — Nasser April verspricht der Früchte viel. — Bringt der April viel Regen, so deutet es auf Segen. — Was, das im April wächst, steht im Mai fest. — Viel Tadel muß sich der Monat April vom Volksmunde gefallen lassen. April und Weiberröth, ändern sich sehr bald und viel. Der Volksmund warnt: April ist bos, darum gehs nicht bloß. Weiter behaupten die Kargauer: es ist kein April so gut, er macht noch jedem Bauern einen Hut. Ganz ähnlich heißt es anderswärts: ist der April auch noch so gut, er schneit dem Bauern auf den Hut. Daß innerhalb dieses Monats der Uebergang vom harten Winter zum lieblichen Frühling vor sich gehen kann, drückt der Volksmund so aus: Wenn der April wie ein Bär kommt, so geht er wie ein Lamm. Guter der wenigen Sprüche, die ein Wort des Lobes für den April finden, sei schließlich noch angeführt: Der April macht die Blumen, und der Mai hat den Dank dafür.

* Der Birkenwei n. Im Hinblick auf den Mangel an erfrischenden, gesunden und dabei billigen Getränken lenkt Dr. Bragler in Brombeisens die Aufmerksamkeit auf den Birkenjast, der im Winter ein allen genannten Anforderungen vorzüglich entsprechendes Getränk zu bieten vermag. Von jedem kräftigen Birkenbaum kann man innerhalb weniger Tage durch Ausschneiden eines 4—6 Zentimeter schief aufwärts in den Stamm gehenden, ungefähr bleistiftstarken Loches 28—35 Biter Birkenjast erhalten. Am praktischsten ist es, in das Loch ein passendes Strohrohr zu stecken und den Saft durch dieses in ein Gefäß ablaufen zu lassen. Am saftreichsten sind die Bäume natürlich vor dem neuen Austreiben während der Winterzeit, aber auch sonst läßt sich das Verfahren mit Nutzen anwenden. Den Birkenwein stellt man aus diesem Saft mit Zusatz von Hefe, Weinsäure und einer geringen Zuckermenge her. Auch gesundheitslich ist der Genuß dieses Weines von Vorteil, da der Birkenjast erwiesenermaßen das Blut reinigt. Nicht von der Hand zu weisen ist der Hinweis, daß die Herstellung des Birkenweines in größeren Mengen schon wegen der Weinsteuerung, des Bier-, Kaffee- und Milchmangels auch den mit Schwierigkeiten kämpfenden Kaffeehäusern nützlich sein könnte.

Büchertisch.

— Die Schönheit. Moderne illustrierte Monatschrift mit Beiblatt „Licht, Luft, Leben". 14. Jahrgang. Heft 11. 1 Mark. Verlag der Schönheit, Dresden-N. 24. Dem Maler entzückender Kinderbilder, Ludwig von Bumbusch, widmet Egbert Delpy eine

eingehende Würdigung mit zahlreichen Proben seiner Kunst. Spannende Romane und formvollendete Gedichte bilden den unterhaltenden Teil des Heftes, während Skizzen wie „Die Wanderer" von de Paula Hoff, „Morgengedanken" von S. Grimm-Reiter nachdenkenden Gemütern willkommenen Stoff bieten. H. Corwegh bietet mit seiner Arbeit „Der Ulysses und der menschliche Körper", mit Künstlerstücken von Hans Diebmann einen wertvollen Beitrag zur Körperkultur. Auch die Beilage „Licht, Luft, Leben" enthält wieder reichen Stoff.

— Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 13 dieses vierzehnten Jahrgangs: Richardsohn, von Germanicus; Mimia Geier, von Johannes Fischer; Der Gutsdeutsche, von Lucy v. Jacobi; Wiens Theaterverhältnisse, von Alfred Polgar; Jugendgedichte, von Josef Rains; Gedichte und Kaufmann, von Dvorius; Antworten.

— Stürme und Luftsiege, vom Kgl. bayr. Hauptmann Ritter von Lutschel (Verlag von Gustav Braubach, Bielefeld Nr. 35). Dies kleine Buch des tapferen gefallenen Fliegeroffiziers wird zweifellos eine große Leserschaft finden.

— Dienentbuch für Anfänger. Von Barrer Johannes Nisch. Mit 67 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. Frankfurt (Ober). Verlag Trovitzsch & Sohn. Gebunden 3 Mark.

— Der Lärmer (Kriegsausgabe) Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grottkauf. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mark, Einzelheft 90 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Grottkau u. Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des ersten Aprilheftes: Passion. Von Alice Weiß v. Andriessell. — Weihnacht und Oibent. Von Prof. Dr. Emil Habing (Wien). — Biribus mittls. Von Max Mann. — Der Gräbler und der Krieg. Von Karl Weisinger. — Kriegsberlängerung. Von Dr. Otto Seidl. — Märzmärchen. Vom Kriegsfreiwilligen Alfred Heim. — Die Bellen. — Wazappa in der Weltliteratur. Von Luntro Donzov. — Freisens Kriegsnomast. Von Karl Stord. — Lärmer's Tagebuch: Der Krieg. — Auf den Warte. — Kunstbeilage. — Notenbeilage.

Giesener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Kartoffelkchlein. 2 Pfund rohe Kartoffeln, auf dem Reibeisen gerieben, werden mit 30 Gramm geriebenen Zwiebeln, etwas Salz und etwa 50 Gramm Kriegsmehl schnell zusammengerührt. Ein Kuchenblech wird auf dem Wascher gelegt, gut mit Speckschwarte oder Fett eingeschmiert, mit dem Eßlöfel je ein Häuflein Kartoffelmasse aufgesetzt, nach Belieben bieder oder dünner auseinandergestrichen und auf jeder Seite gebacken.

Kaffeegäck aus Graupen. 250 Gramm Graupen übergießt man mit kochendem Wasser und läßt sie 24 Stunden stehen, und gibt dann die Graupen 4 mal durch die Fleischmaschine. Zu der trockenen Masse gibt man so viel Wasser, die Hälfte oder die gleiche Menge Mehl, 2/3 Backpulver, bis ein geschmeidiger Teig entsteht, was bei der Verschiedenheit des Mehles auch verschieden ist, und läßt den Teig 1/4 Stunde ungefähr bei nicht zu großer Feuer in ausgeschmierter Backform backen. Es gibt ein wohl schmeckendes Brot; derselbe Teig mit 400 Gramm Kriegsmehl vermischt, einen Kuchen zum Kaffee.

Das Schließen von angebrochenen Weingläsern. Auf den Inhalt des Glases legt man ein Stück Pergamentpapier und auf dieses einen kleinen Watteschöpfen mit Spiritus getränkt. Der Gummiring wird aufgelöst. Man entzündet den Watteschöpfen und legt so schnell wie möglich den Deckel auf. Das Glas ist durch die ständig austretende, erwärmte Luft wieder fest verschlossen und läßt sich unbegrenzt aufbewahren. Das Abbreimen der Watte gibt absolut keinen Geschmack ab, denn die Watte gelangt nicht zum Abbrennen, nur der Spiritus.

Wesselschalen oder Birnenschalen werden mit Wasser und 1—2 Eßlöfel Essig übergossen und warm gestellt, nach 8—10 Tagen erhält man daraus einen Essig, der in Flaschen filtriert wird.

Kriegsrästel.

Zum Fest!

Die Waffen ruhn, es schweigt der Streit!
Das Rästelwort bringt herliche Zeit.
In ihm, wenn's einen Teil verloren,
Ward uns ein holdes Kind geboren.
Ein Kind, das grüne Palmen bringt,
Und bald die ganze Welt bezwingt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer.
Kupferstich.